

PASCALE HUGUES

Marthe & Mathilde

Eine Familie
zwischen
Frankreich und
Deutschland

rc.wohlt
digitalbuch

ihre Patience. Saß ganz allein unter der Vierzig-Watt-Birne an der Decke und entschlüsselte das Schicksal jedes einzelnen Familienmitglieds. Prüfungen, Führerscheine, Arbeitsverträge, Scheidungen, Krankheiten und Schwangerschaften ... Marthe wollte den Zufall unter Kontrolle bringen. Nachts steuerte sie das Geschick ihrer Sippschaft. «Ach, so ein Mist aber auch! Besser, man weiß nicht, was einen erwartet», verkündete sie, wenn sie sich in eine Sackgasse hineinmanövriert hatte, die nichts Gutes verhieß. Dann sammelte sie ihre Karten schleunigst wieder ein. Ließ das Gummiband um das Päckchen schnellen und legte es zwischen die Kaffeeschalen im Büfett zurück.

Seit dem Tod ihres jüngsten Sohnes

glaubte Marthe nicht mehr an die Karten und nicht mehr an Gott. Setzte nie wieder einen Fuß in die Kirche Saint Joseph. Wenn sie mich in den Ferien sonntagsmorgens in die Messe schickte, dann nur, damit ich ihr in der Küche nicht im Weg rumstand. Sie hegte einen persönlichen Groll gegen *«den da oben, der mir meinen Sohn genommen hat!»* Ich stellte mir meinen Onkel als Gefangenen des lieben Gottes unter das Himmelsgewölbe gefesselt vor. Als Marthe ihren Sohn verlor, hatte sie begriffen, dass sie das Schicksal nicht besänftigen konnte, indem sie auf dem rotgepunkteten Wachtuch ihrer Küche Kleeblatt-Asse aufdeckte. In die Kirche zu laufen und auf eine Bank niederzuknien half auch nichts. Wenn sie abends in ihrem Bett wie eine Grabfigur auf

dem Rücken ausgestreckt lag, strich sie mit ihrer Handfläche das weiße Laken glatt, das sie über die Brust gezogen hatte, und stieß einen langen Seufzer aus. Eine Welle durchlief ihren kleinen energischen Körper. «C'est la vie», seufzte sie, so ist halt das Leben. Mit diesen Worten beschloss sie den Tag. Überließ sich ihrem Schicksal und dem Schlaf. Aus dem anderen Teil des Ehebettes betrachtete ich ihr besänftigtes Profil. Über die geblümete Tapete schwankten die Schatten des Boulevards.

Dass die Großmütter sterben könnten, schien nicht im Bereich des Möglichen zu liegen. Wir konnten uns ihr Fortsein einfach nicht vorstellen. «*Derf net sterva*», hatten wir ihnen eingeschärft. Auf Elsässisch schien uns dieser Befehl wirksamer zu sein. Sie

hatten lange gewartet, bis sie sich die Erlaubnis gaben, uns zu verlassen. Marthe und Mathilde kokettierte gerne mit ihrer sensationellen Langlebigkeit. «Zwei Kriege und vier Nationalitäten», resümierte Marthe diese stolze Leistung, derer sich einzig eine Elsässerin ihres Alters rühmen konnte: 1902 durch Geburt Deutsche, 1918 Französin, 1940 Deutsche, 1945 Französin. «Das Elsass hat seine Meister gewechselt wie ein leichtes Mädchen die Betten!», kommentierte Marthe diesen Wankelmut. Sie missbilligte solche Grenzgeplänkel. Am Ende, als ihre Erinnerungen zu verschwimmen begannen, kam sie überhaupt nicht mehr zurecht damit. Sie wusste nur, dass sie kein Glück gehabt hatte. «Etwas habe ich wirklich gut hingekriegt: immer auf der Seite, wo es

nichts zwischen die Zähne gab!» Marthe hatte sich den Abiturientenjargon ihrer Söhne zu eigen gemacht. »Ach, was habe ich bloß für eine Schreistimme!«, beklagte sie sich. Sie sagte, nachdem sie allein zwei Buben aufgezogen und so viele Jahre ihre Hausaufgaben überwacht habe, könne sie nicht mehr mit normaler Stimme sprechen.

«Alt werden ist nicht schön, *Schatzele!*», sagte sie oft zu mir. »Jung zu Jung und Alt zu Alt«, tröstete sie sich, wenn ihre Enkelkinder die Interrail-Reisen den langen Sommermonaten bei den Großmüttern vorzogen. Sie fand das ganz natürlich, dass die Generationen unter sich blieben. Im Wohnzimmer verwaiste ein Sessel nach dem anderen. Drei zentrale Personen waren verstorben und hatten einen unauslöschbaren